

**Bilder aus Tirol.**

Das Pustertal, ein an Ausdehnung wie an Naturschönheiten hervorragendes Thal Tirols, im westlichen und östlichen Teil von mächtigen Bergen eingegrenzt, weitet sich bei Bruned, dem Hauptorte des Thales, fesselnd aus. Gegen Westen eröffnet sich dem von der Wiener Seite einfallenden Touristen, nachdem der Zug den letzten Tunnel durchquert hat, ein prächtiger Blick auf das freundliche Städtchen, welches, sich an den Fuß umgebender Berge ansammelnd, eine außerordentlich malerische Lage besitzt. Anheimelnd begrüßt uns beim Betreten des altstädtlichen Dries der echt deutsche Charakter der mittelalterlichen Architektur, in allen Gebäuden reizvolle Bilder erschließend. Das weite Thal beherrschend, erhebt sich über den Häusern



Burg Bruned.

friedliebender Bürger eine stolze Burg, noch heute gut erhalten; diese sowie die Stadt wurden um die Mitte des 13. Jahrhunderts vom Bischof Bruno von Brigen erbaut. Gegenwärtig bildet Bruned einen sehr beliebten Sommeraufenthalt, welcher wegen seiner schattigen Anlagen und reizenden Ausflugsorte mit Recht gelobt wird.

Unter Weg führt uns gegen S. Lorenzen, den freundlichen Marktort, zwischen der Sonnen- und Michaelsburg an der alten Römerstraße gelegen. Hier finden wir im Gasthause zum Rondschein gute Verpflegung und anregende Unterhaltung, bis uns der eigenartige nach selbstgewähltem Rhythmus und Tonfall erklingende Gesang des Nachwächters zur Ruhe ermahnt.

Des Morgens besuchen wir die westlich vom Orte auf einem steilen Schieferhügel sich erhebende Sonnenburg, deren Entstehung auf die Römer zurückzuführen ist. 1018 ward die Burg in ein Frauentloster umgewandelt und



Michaelsburg.

blieb als solches bis 1785 bestehen, in welchem Jahre Kaiser Joseph II. das Kloster aufhob. Gegenwärtig ist die Ruine im Besitze des Marktbedens S. Lorenzen und dient armen Leuten als Wohnstätte. Unter der Sonnenburg ruft uns ein hier ausgegrabener und an der Gertrude aufgestellter Meilenstein die Macht des römischen Reiches mit seiner hohen Kultur und seinen Eroberungsgelüsten in's Gedächtnis zurück. Dieser Stein ist jedoch nur eine Nachbildung des Originals, das sich im Innsbrucker Museum befindet.

Auch die der Sonnenburg gegenüberliegende Michaelsburg war ehemals eine römische Befestigung. Im Innern ist noch eine Anzahl kleiner, mittelalterlicher Gemächer mit lauschigen Ertern, zum Teil verfallend, erhalten. Die zerfallenen Thürme bilden den Raubhöhlen zum Aufenthalt.

Gegen Südwest öffnet sich das schmale Enneberger- oder Gaderthal



Sonnenburg.

mit seinem rauschenden Bache. Die steilen bewaldeten Gehänge treten nur an wenigen Stellen auseinander und bieten an der Thalsohle kleinen Ortschaften Raum; zumeist sind die Dörfchen in bedeutender Höhe erbaut, wo die Bewohner bisher in ihrer Abgeschlossenheit ein sehr einsames Dasein führten.

Der alte Fahrweg, welcher bald hoch an den steilen Wänden, bald unten an den Ufern des Baches, den Krümmungen der Berge folgend, für größere Frachten nicht befahrbar war, wurde vor einigen Jahren durch eine neue, nach langer, gefährlicher und höchst verdienstlicher Friedensarbeit heimathlicher Marschjöhne eröffnete Kunststraße auf's Beste ersetzt. An steilen Felswänden entlang mußte mit Sprengmitteln die Bahn gebrochen werden; stellenweise führt der Weg zwischen gewaltigen massiven Steintalassen und der

Berglehne, selbst durch Tunnels hindurch bis zu einem Gasthause, der ersten Wohnstätte, wo labirynthische Mundart ertönt. Zur Gemeinde Palstrad gehörig, erbaute der Besitzer des Gehöftes, früher hoch oben an der alten Straße sesshaft, ein neues Gasthaus, welchem er die oben abgebrochene Scheuer hier anfügte, indem er in Ermangelung eines entsprechenden Baugrundes zwei mächtige Pfeiler aus dem Bette des Baches aufführte, auf welchen der hölzerne Bau über dem Abgrunde schwebt.

Nach einem Marsche von neun Kilometern öffnet sich das Thal; wir stehen vor Zwischwasser, einem Dörfchen an der Mündung des von S. Vigil abfließenden Baches in den Gaderbach.

Wir überlegen das Flügeln und gelangen nach anderthalbhündiger Wanderung gegen Süden nach Pissoclein und S. Martin mit dem Schlosse Thurn, in weiterer Folge nach Pedroa, einem kleinen Orte an den Ufern eines aus dem Herzen der Dolomitenwelt hervorsprudelnden Wildbaches, dessen Ufer durch einfach übereinander gelegte starke Bäume vor den mitunter gefährlichen Stößen des Wassers geschützt sind.

Von hier an gestaltet sich die Landschaft immer großartiger, die malerische Schönheit der Straße erreicht bei der vor Pedroa hoch über dem Abgrund errichteten eisernen Brücke ihren Höhepunkt. Letzgenannter Ort schließt ein viel besuchtes Schwefelbad ein.

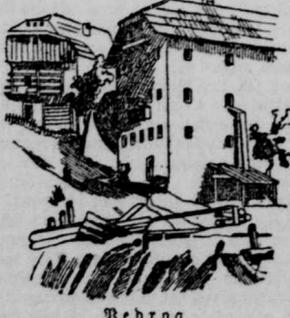
Der langgestreckte Rücken des gewaltigen Kreuzfelsens bealeitet uns nun eine geraume Strecke, bis wir durch einen, deutliche Spuren von Schuttmoränen an sich tragenden Wald zum



Mühle bei Colfuschg.

Orte Stern und auf glatter Bahn zum Gebirgsnoten, in dessen Kessel Corvara und Colfuschg liegen, gelangen. Diese beiden Orte, deren absolute Höhe 1572 Meter und 1643 Meter betragen, zeigen den ursprünglichen Charakter hochgelegener Bergorte. Zerstreut liegen da nur wenige, zumeist hölzerne Bauten, unter denen die freundlichen Kirchlein auffallen. In beiden Orten sorgen gute Gasthäuser für bequeme Unterkunft. Das Wirthshaus in Corvara ist außerdem durch zahlreiche schöne Gemälde und humorvolle Stützen von dem bedeutenden Maler Rottomara, einem Kinde des Hauses, interessant.

Im Grunde des Bedens breiten sich weite Wiesen aus. Die Abhänge der mächtigen einschließenden Berge sind nur noch an ihrem Fuße mit spärlichem Nadelholz besetzt, zumeist zum Schutze der kultivierten Theile gegen



Pedroa.

Lawinen. Die hohe Lage macht den Ackerbau fast unmöglich. Von großem Interesse erscheint die vielzählige Gestalt der Sellagruppe mit der Wöds-Spitze, wie auch das Steinmeer der Puez-Alp mit ihrem kleinen, stillen Bergsee.



Jaisl.

Richter: „Hintermühlbauer, Sie waren doch auch im Zimmer und mußten mehr von der Klauserei gesehen haben?“  
Bauer (als Zeuge): „Din bin i scho gwien, aber g'leh'n hab i nien.“  
Richter: „Wo haben Sie denn geschaut?“  
Bauer: „Unterm Tisch.“  
Richter: „Sie haben sich also darum bedacht?“  
Bauer: „Na, verstedt net—jaaghaui hob' i damit.“

— Eine gute Tochter. —  
„Liebst Du mich auch wirklich, Martha?“  
— „Ach, ich bin ja so froh, daß Du Papa die Sorge abgenommen hast.“

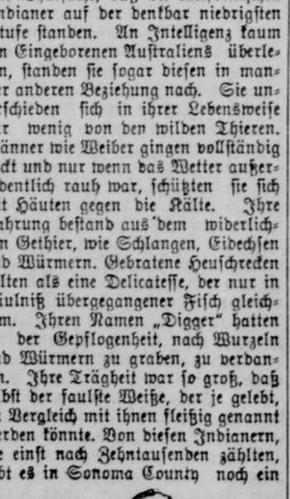
**Die letzten Yuktiahs.**

Mit der Besitzergreifung Californiens durch die Spanier begann der Niedergang der zahlreichen eingeborenen Bevölkerung, die sich bis dahin in ungefühltem Besitz des fruchtbaren Landes befanden hatte. Nach zuverlässigen Schätzungen lebten damals allein im nördlichen Californien über 50,000 Indianer, doch nahm ihre Zahl in Folge der grausamen Behandlung durch die weißen Eroberer und mancher Seuchen, welche die Letzteren mit sich brachten, so schnell ab, daß bei der Eroberung des Landes durch die Amerikaner kaum die Hälfte davon übrig war. Aber unter der amerikanischen Herrschaft nahm die Verminderung der



Gruppe von Yuktiahs.

Eingeborenen ein noch schnelleres Tempo an. Das Laster der Trunksucht räumte fürchterlich unter ihnen auf und die unerfättliche Habgier der Weißen that das Uebrige. Sobald die Weißen erkannten, daß das Land in der nördlichen Hälfte des Staates sich ganz vorzüglich für die Viehzucht eignete, ergriffen sie ohne Weiteres davon Besitz und trieben die hilflosen Eingeborenen in die unfruchtbaren Regionen. Daß die Indianer ob des ihnen zugefügten Unrechts Rache nahmen, war wohl natürlich und so immer sie konnten, übten sie das Vieh der Anstiebler. Selbstverständlich übten die Letzteren Vergeltung und in dem sich entzündenden blutigen Ringen mußte die schwächere Rasse unterliegen; viele Tausende von Indianern wurden hingerichtet und erst als keine Rothhäute mehr gab, hörte das Massacre auf. Sonoma County, einer der fruchtbarsten Distrikte des Staates, war namentlich der blutige Schauplatz dieses Vernichtungskampfes, doch schweigen seine Annalen über die unmenächliche Behandlung, welche die Eingeborenen unter den Händen der ersten Ansiedler zu erdulden hatten. Wo heute prächtige Obstgärten sich befinden, standen einstmal die ärmlichen Hütten der Eingeborenen, die mit Feuer gemartert wurden, um schließlich eines gewaltigen Todes zu sterben. Freilich ist es eine Thatsache, daß die californischen Indianer auf der denkbar niedrigsten Stufe standen. An Intelligenz kaum den Eingeborenen Australiens überlegen, fanden sie sogar diesen in mancher anderen Beziehung nach. Sie unterschieden sich in ihrer Lebensweise nur wenig von der wilden Thieren. Männer wie Weiber gingen vollständig nackt und nur wenn das Wetter außerordentlich rau war, schützten sie sich mit Häuten gegen die Kälte. Ihre Nahrung bestand aus dem widerlichsten Gehtier, wie Schlangen, Eidechsen und Würmern. Gebratene Heuschrecken galten als eine Delicatesse, der 172 in Fäulniß übergegangener Fisch gleichsam. Ihren Namen „Digger“ hatten sie der Gepflogenheit, nach Wurzeln und Wurmern zu graben, zu verdanken. Ihre Trägheit war so groß, daß selbst der faulste Weiße, der je gelebt, im Vergleich mit ihnen fleißig genannt werden könnte. Von diesen Indianern, die einst nach Zehntausenden zählten, gibt es in Sonoma County noch ein



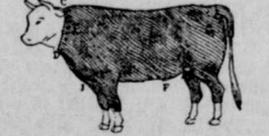
Yuktiahs-Hütte.

kleines, etwa 300 Köpfe zählendes Häuflein. Sie befinden sich im Besitz nur wenig ertragreichen Landes, wo sie etwas Ackerbau und Viehzucht treiben, seitdem sie dazu angehalten werden. Auf ihrer kleinen Reservation gibt es auch eine kleine Missionsschule, in der nicht bloß die Elemente des Wissens, sondern auch Handfertigkeiten gelehrt werden. Dieser Schule ist es zu verdanken, daß die meisten Yuktiahs die scheußlichen Lebensgewohnheiten ihrer Väter aufgegeben haben; einzelne von ihnen besitzen schon kleine Holzhäuschen, allein die Mehrzahl haust noch in ärmlichen Hütten, die nur aus Baumzweigen und Stroh bestehen. Die Tage der Yuktiahs sind aber gezählt, denn Schnaps und Seuchen räumen fürchtbar unter ihnen auf. Trotzdem die Bundes-Regierung den Verkauf von Whisky an die Indianer mit strengen Strafen ahndet, finden sich doch gewissenslose Händler, welche um des Genninns Willen dieses Verbot umgehen. Von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der Yuktiahs ab und nach wenigen Jahrzehnten wird der Letzte dieser einst zahlreichen Stammes in die Grube gesunken sein.

— Mancher ist ein Weiberfeind, weil die Frauen nichts von ihm wissen wollen.

**Flöße von Thierhäuten.**

Auf alten Denkmälern in Ninive hat man Darstellungen gefunden, wie die Truppen Sancherib's auf aufgeblasenen Schläuchen aus Thierhäuten reitend oder liegend über einen Fluß schwimmen. Diese „Kelleks“ genannten Schläuche sind denen ganz ähnlich, deren sich heute die Russen zur Herstellung von Flößen bedienen, auf welchen sie nicht nur Fußtruppen, sondern auch Geschütze über Flüsse hinüberschaffen. Die von Mannschaften der afrikanischen Heere auf den Schultern getragenen oder von Tragethieren mitgeführten Thierhäute wurden am Ufer zunächst geblasen, die Einblasöffnungen zugebunden und dann in den Fluß gebracht. Die mit allen Waffen ausgerüsteten Soldaten, den Schild auf dem Rücken, legten sich ritlings darauf. Das ist ein Verfahren,



Abtrennen der Haut.

Flüsse zu durchschwimmen, das noch heute in Mesopotamien gebräuchlich ist und das von den russischen Truppen in den letzten Jahren nachgeahmt und erweitert wurde, wobei wir indessen nicht behaupten möchten, daß die alten Völker es nicht verstanden hätten, auch Flöße von solchen Kelleks tragen zu lassen. Erzählt doch der Feldmarschall Graf Moltke in seinen Reisebriefen aus dem Morgenlande, daß er auf einem in dieser Weise hergestellten Fluß den Guphrat hinuntergetrieben ist.

Die Russen haben für die Herstellung solcher Flöße eine Vorschrift entworfen, nach welcher die Truppen in vorkommenden Fällen zu verfahren haben. Zu den Schläuchen werden die Häute der Rinder verwendet, welche die Truppen schlachten, um sich mit Fleisch zu versorgen. Um die Häute verwendbar zu machen, müssen möglichst wenige Öffnungen beim Schlachten entstehen, die unermehlichen aber müssen so geschlossen werden, daß sie luftdicht sind. Die Häute werden eigentlich nicht vom Thiere abgetrennt, sondern das Thier wird aus seiner Haut herausgeholt. Zu diesem Zweck wird der Kopf, wie in der Abbildung ersichtlich, bei C D, die Beine werden unter dem Anie abgeschnitten. Um die großen Knochen durch den Hals herauslösen zu können, wird der letztere noch von D bis J aufgeschnitten. Nach dem Herauslösen des Fleisches wird die Haut zunächst auf der Fleischseite stark mit Seesalz eingebrüht und nach drei



Flöß mit Soldaten.

bis vier Tagen reichlich mit Fett getränkt, um sie für längere Zeit aufbewahrungsfähig zu machen und namentlich vor dem Bräutigwerden zu schützen. Darauf können die Öffnungen gebunden werden. Am Halse sind Löcher in die Haut geschnitten, durch welche ein starker Faden gezogen und mittelst desselben die weite Öffnung zusammengeschnürt und gebunden wird. Die Zuschnürungen von F und G werden nach innen gezogen; in das eine Bein wird eine kurze Röhre eingebunden, durch welche die Luft zum Aufblähen der Haut eingeblasen wird. Vier solcher Schläuche dienen dann zum Bau eines Floßes. Die Beine werden über die Lang- und Querschwellen gelegt und hier festgeschnürt, wodurch der Rahmen festen Zusammenhalt gewinnt; auf denselben werden Belagbretter gelegt, die gleichsam die Brückenbahn bilden. Ein solches aus vier Schläuchen hergestelltes Floß kann zehn Menschen tragen, wobei seine Oberfläche noch 6 Zoll über Wasser bleibt. Sechs Schläuche können zwanzig Menschen tragen und dabei bleibt das Floß noch immer 4 Zoll über Wasser. In die Langschwellen sind vier Paar Dollen zum Einlegen der Ruder eingesetzt.



Moderne.

Chef: „... Also, ich werde es mir noch überlegen; denn Sie sind verheiratet und ich würde, offen gesagt, die Stelle lieber einem Ledigen verteilen!“  
Bewerber: „O, ich kann mich ja von meiner Frau scheiden lassen!“  
— Schnell fertig ist die Jugend — mit dem Gedicht.

**Aus Halb-Asien.**

Seit vielen Jahren hat kein Verbrechen so allgemeines Aufsehen erregt, wie die Ermordung der Ungarin Anna Simon durch den bulgarischen Leibgarde-Capitän Detscho Boitschew. Die Unglückliche, welche des Mörders Geliebte gewesen, wurde von diesem unter Beihilfe des Polizeipräsidenten von Philippopol, Noveltsch, und des Gensdarmen Bogdan Basilew in der Umgebung der Hauptstadt Ost-Rumeliens durch Chloroform betäubt, dann entkleidet und mit Steinen beschwert in die hochgehende Mariza geworfen. Capitän Boitschew ist der Sohn eines Straßenräubers, der im Gefängnisse zu Konstantinopel gestorben ist. Der Anführer der Räuberbande, welcher der Vater des Capitäns Boitschew angehört, war ein gewisser Dobri, und derselben Bande gehörte auch Basil Galbarajata an, der Vater des Hofgendarmen aus dem fürstlichen Palais in Philippopol, Bogdan Basilew, der bei der Ermordung der Anna Simon der Gehilfe Boitschew's war. Halbnaakt und barfüßig kam der junge Detscho nach Sofia, wo er bei einem Wirthse als Kellnerbursche in Dienst trat. Da soll ihm denn Jemand eines Rathes haben, er möge beim Fürsten Alexander ein Bittgesuch einreichen, damit ihn dieser auf seine Kosten die



Capitän Boitschew.

Schule besuchen lasse. Fürst Alexander schickte den Jungen nach Philippopol auf's Gymnasium, wo er ihm mit monatlich 40 Fr. unterstützte. Später trat Boitschew in die Junkerschule. Als Junker gehörte er zu der Eskorte, die den Fürsten Alexander nach seiner Enthronung nach Keni geleitete. Bei dieser Gelegenheit benahm sich Boitschew überaus brutal gegen den Fürsten, seinen Wohlthäter. Als ihm Fürst Alexander in Erinnerung brachte, was er ihm verdanke, gab ihm Boitschew einen Schlag in's Gesicht und rief: „Schweige, elender Schmeißel!“ Und dieser Mensch wurde unter dem Fürsten Ferdinand Adjutant und Leibgarde-Capitän.

Den Fürsten Ferdinand hat er dann später auf dessen Reisen oft als Ordnungsoffizier begleitet; da er der italienischen Sprache mächtig war, wurde er auch dem Hofstaat der Fürstin zugetheilt.



Eine moderne Braut vor der Trauung.



und nach der Trauung.



Praktisch.

Gast (in einem Dorfwirthshaus): „Na, Herr Wirth Sie haben sich ja seit meinem letzten Hiersein ein ganz neues Mobiliar angeschafft! Gedrehte Füße an Tisch und Stühlen — das leib' ich nobel!“  
Wirth: „Ja wissen Sie, weg'n der Noblesse is dös net g'scheh, sondern weg'n 'n Raup'n. Da hab'n i' mir alleweil d' Stuchflüß' abgeh'haut und hab' hab' ich mir solch zum abschraub'n 'lauff! Wenn's zum raup'n kommt, sind i' gleich 'runter, und wenn aus'rauff is, gleich wieder ang'schraubt!“

**Der bestrafte Nebenbuhler oder unangenehme Situation.**



1.



2.



3.



4.

**Eine kleine Verwechslung.**



Der Director eines Museums für Völkerkunde erhält die Nachricht, daß bei einem Hausbaue in dem benachbarten Städtchen, gelegentlich der Aushebung des Grundes, bedeutende Funde von archaischem Werthe gemacht wurden. Mit dem nächsten Zuge reist der Director dahin und begibt sich, kaum angelangt, zu dem Bürgermeister, um seine Intervention behufs Ankaufes der Fundgegenstände für das Museum in Anspruch zu nehmen.

„Entschuldigend Sie, Herr Bürgermeister, wenn ich Sie höre,“ bemerkt der Director gleich bei seinem Eintritte, „ich erlaube mich vorzustellen, mein Name ist Sofani, Director des Museums in ...“  
„Ach, hänsle, mei' Autefer,“ fällt ihm der Bürgermeister in die Rede, „da kann ich Sie nu' rein gar keine Ausfischen machen... Es ist Sie gegenwärtig ohnehin schon e' Affenbeater un' zwee Karussell hier — da lenne Sie lenne Geschäfte bei uns machen!“



Zukunftsbild.

Lieutenant Schneidig mit seinem Vollblut-Stahlroß.



Rindlich.

Dame (die vier Buben begegnet, von denen nur drei als Knaben, der jüngste aber noch als Mädchen geteilt): „Wie viel Buben seid Ihr denn?“  
Der Veltteste: „Wir sind vier... da wird nämlich auch noch einer!“

— Unteroffizier (bei der Exercierübung): „Ihr präsentirt als wenn 'ne Ehrenjungfrau einen Lientengel überreich!“